



Gewaltauffällige Mädchen stehen weit weniger häufig im Brennpunkt der Aufmerksamkeit als gewaltauffällige männliche Jugendliche. Der Anstieg von Gewaltstraftaten auch von Mädchen in den letzten 15 Jahren – bei weiterhin gleichzeitigem großen quantitativen Abstand zu den Jungen – lässt viele Fragen nach den Ursachen bzw. Erklärungsansätzen unbeantwortet. Wissenschaftliche Arbeiten mit geschlechter-

sensiblen Zugängen und dem besonderen Fokus auf Mädchen stellen bis heute Ausnahmen dar. Eine der zentralen Arbeiten dazu ist vor einigen Jahren am DJI entstanden, wo sich [Kirsten Bruhns](#) und [Svendy Wittmann](#) im Rahmen des empirischen Forschungsprojektes „Mädchen und Gewalt: Eine Untersuchung zum jugendgruppentypischen Umgang mit Gewalt“ (1999-2002, Förderung durch das BMFSFJ) mit der Thematik auseinandergesetzt haben. Diese Studie findet nach wie vor viel Resonanz und wird in den Fachdiskursen rezipiert. Im Gespräch mit [Dr. Diana Willems](#) von der Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention lassen die beiden Sozialforscherinnen diese Studie Revue passieren und beleuchten das Thema „Mädchengewalt“ aus aktueller Perspektive.

Diana Willems: Ihr habt Euch in der Studie zu Mädchen und Gewalt im Gruppenkontext gleichgeschlechtliche aber auch gemischtgeschlechtliche Gruppen angesehen. Mädchen gelten in gemischten Gruppen oftmals eher als Konflikthanlass („Anstifterinnen“), sollen sich dann aber weniger an der körperlichen Auseinandersetzung beteiligen. Bei Euch hat sich jedoch im Gegenteil gezeigt, dass sich die Techniken der körperlichen Auseinandersetzung nicht zwischen Jungs und Mädchen unterscheiden und durchaus Beispiele mit hoher Brutalität berichtet werden. Damit habt Ihr auch am Bild der Geschlechterrollenstereotypen gerüttelt – wie wurde dies von der Fachpraxis aufgenommen und denkt Ihr, dass sich heute das Bild auf Mädchen und Gewalt verändert hat?

Kirsten Bruhns: Unser Forschungsprojekt entstand erst durch Erfahrungen der Fachpraxis. Vor allem Sozialpädagoginnen aus der Mädchenarbeit haben uns auf eine zunehmende Zahl gewalttätiger Mädchen aufmerksam gemacht. Dabei war diese Beobachtung von ambivalenten Gefühlen begleitet. Einerseits lehnten die Fachfrauen Gewalttätigkeit als Form der Auseinandersetzung ab, andererseits begrüßten sie, dass sich Mädchen „wehrten“. Ich denke, wir konnten mit unseren Forschungsergebnissen zum einen zur Reflexion geschlechterstereotyper Vorannahmen beitragen und zum anderen zeigen, dass Mädchen mit ihrem gewalttätigen Handeln versuchen, Belastungen zu bewältigen, denen sie ausgesetzt sind. Mittlerweile hat sich das Interesse der Fachpraxis erweitert. Im Laufe der Jahre interessierten sich zunehmend Fachleute aus Jugendgerichtshilfe, Staatsanwaltschaften, Gerichten und Polizei für das Thema Mädchen und Gewalt. Anfangs wurde es – wie auch in der Wissenschaft – als nebensächlich betrachtet. Geschlechterstereotype Bilder vom „braven Mädchen“ wurden demnach weniger von uns als vielmehr durch berufliche Erfahrungen jener Professionen infrage gestellt, die mit weiblicher Gewaltausübung konfrontiert sind. In den Medien wird Mädchengewalt überwiegend nach wie vor aus dem Blickwinkel geschlechterstereotyper Vorstellungen skandalisiert. Die Journalistinnen und Journalisten fragen heute aber wenigstens nicht mehr, ob weibliche Gewalt ein Ergebnis „der Frauenemanzipation“ ist!

Diana Willems: Ein Ziel Eures qualitativen Forschungsprojektes war es, die Bedeutungen, die Jugendliche ihrem Gewalthandeln zuschreiben, auch für Prävention zu nutzen. Dazu habt Ihr Interviews mit gewaltauffälligen und nichtgewaltauffälligen Jugendgruppen geführt, ergänzt durch Einzelinterviews und Interviews mit Fachkräften aus Jugendämtern, Jugendeinrichtungen, Streetworkern und Polizei. Im Vergleich zu anderen empirischen Untersuchungen zu jugendlichem Gewalthandeln ist der Zugang über Gruppendiskussionen eher selten, oftmals dominieren problemzentrierte bzw. biografische Interviews. Warum habt Ihr Euch für diese Methode entschieden?

Svendy Wittmann: Methodisch sind wir zweigleisig vorgegangen, haben also mit einem Teil der Jugendlichen auch Einzelinterviews durchgeführt. Im Mittelpunkt standen aber die Gruppendiskussionen. Gleichaltrigengruppen sind in der Jugendphase neben Elternhaus und Schule eine wichtige Sozialisationsinstanz. Die Zugehörigkeit zur Gruppe wird durch gemeinsames Handeln permanent bestätigt, das gilt für legales und illegales Handeln gleichermaßen. Da Jugendcliquen nicht nur einen Ort für individuelles Experimentierverhalten bieten, sondern sich auch gemeinsame gruppenspezifische Maßstäbe ausbilden, ist gewalttätiges Verhalten von Jugendgruppen auch Resultat kollektiver Prozesse.

Im Vordergrund der Gruppendiskussionen standen deshalb das gewaltbereite Vorgehen der Gruppe gegen andere Jugendgruppen oder einzelne Gleichaltrige, Status und Stellung in der Gruppe sowie der Beitrag der einzelnen Gruppenmitglieder bei gewalttätigen Auseinandersetzungen, beim Auftreten der Gruppe nach außen, wie auch innerhalb der Gruppe. In den Einzelinterviews haben wir dagegen vor allem die persönliche Einstellung zu Gewalt und die Sicht Einzelner auf die Gruppe hinterfragt, aber auch den familiären Hintergrund sowie bspw. die Schulsituation abgefragt. Insgesamt haben wir in ausgewählten Städten in Ost- und Westdeutschland vier gewaltauffällige und vier unauffällige Jugendgruppen in Gruppendiskussionen und themenzentrierten Einzelinterviews jeweils zweimal im Abstand von ca. 10 bis 12 Monaten mit halbstrukturierten Leitfäden befragt.

Diana Willems: Bestehen forschungspraktisch besondere methodische Herausforderungen im Zugang zu Jugendlichen mit schwierigen Lebensverläufen?

Svendy Wittmann: Bei einem Versuch, den Zugang zu den Gruppen direkt vor Ort zu bekommen, hätten wir als Wissenschaftlerinnen kaum eine Chance gehabt, das ist auch aus der Gangforschung bekannt. Wir haben den Zugang über Sozialpädagoginnen und -pädagogen gewonnen, die unser Forschungsprojekt unterstützt und den Kontakt zu ihnen bekannten Jugendgruppen hergestellt haben. Aus der Fachpraxis gab es damals auch die ersten Hinweise auf die steigende Gewaltbereitschaft von Mädchen und Problemen sowie Unsicherheiten im Umgang damit, da man eher an Jungengewalt „gewöhnnt“ war. Wir haben das in unserer Forschung aufgegriffen.

Diana Willems: Genau, da war Eure Arbeit schon auch richtungsweisend für weitere Forschungen im Kontext Mädchen und Gewalt. Ein anderer Punkt, der in der Fachpraxis, allen voran der Jugendhilfe, bis heute mit Unsicherheiten behaftet ist, ist der Umgang mit Peers, die Frage: Wie gelingt der Einbezug der Gleichaltrigengruppe in die professionelle Arbeit? Denn die Rolle der Peers auszublenden – so weit ist man schon – hat sich als kontraproduktiv herausgestellt. Ihr konntet in Eurer Arbeit aufzeigen, dass die Gruppe für viele Mädchen eine wichtige soziale Ressource darstellt. Die Zugehörigkeit ist ungemein wichtig, bietet Schutz und Rückhalt und, wie auch Mirja Silkenbeumer in ihrer Studie gezeigt hat, alternative Bewältigungsstrategien von Konflikten und Belastungssituationen – die aber gleichzeitig mit Gefährdungen einhergehen können. Eine aktuelle Recherche der Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention hat gezeigt, dass es in der pädagogischen Fachpraxis nur wenige Angebote gibt, die sich auf ganze Gruppen/Cliquen beziehen.

Kirsten Bruhns: Ja, da gibt es sicher noch Bedarf, der bislang nicht gedeckt ist. Pädagogische Angebote in der Gewaltprävention und -intervention haben vor allem das einzelne Individuum im Auge. „Gruppenarbeit“ meint hier meist Gruppen, deren Mitglieder sich vorher nicht kannten. Wenn Jugendliche solche Maßnahmen durchlaufen haben, so kehren sie in ihre alte Umgebung zurück. Insbesondere Jugendliche, die in Familie und Schule Probleme haben, suchen dann wieder ihre früheren Gruppen auf. Hier finden sie emotionale und soziale Unterstützung. Gerade deswegen fallen sie aber auch leicht in alte Verhaltensmuster sowie Interaktions- und Konfliktlösungsstrategien zurück. Daher ist es wichtig, Jugendliche innerhalb ihrer Cliquen und die Cliquen selbst anzusprechen,

an Gruppenregeln und -umgangsweisen zu arbeiten, alternative Freizeitaktivitäten anzubieten und neue Möglichkeiten zur Anerkennung zu erschließen. Es können dann auch Wege aufgezeigt werden, wie und wo Jugendliche sich individuelle Hilfe und Unterstützung holen können. Hierauf zielen sowohl die aufsuchende bzw. mobile Jugendarbeit als auch die offene Jugendarbeit, wenn Jugendzentren zum Treffpunkt von gewaltbereiten Cliques werden. Offene Jugendarbeit und Streetwork rahmen die Begegnungen von Gruppenmitgliedern und die Aushandlungsprozesse innerhalb der Gruppen pädagogisch. Sie können so dazu beitragen, dass Jugendliche und ihre Cliques Konflikte und Themen reflektieren und bearbeiten.

Diana Willems: Die Wissenschaftlerin Rahel Heeg findet in ihrer Studie einen Unterschied zwischen Mädchen aus „funktionierenden“ und „nicht funktionierenden“ Familien. Ist diese Unterscheidung aus Eurer Sicht zentral oder spielen weitere Problemkonstellationen ebenfalls eine wichtige Rolle? In unserer eigenen Untersuchung, in der wir die Verläufe mehrfachauffälliger männlicher Jugendlicher rekonstruieren, zeigen sich neben familiären Schwierigkeiten immer individuelle Multiproblemlagen, darunter Probleme in der Schule, Erfahrungen mit Jugendhilfe, Psychiatrie, Konsum von Alkohol und anderen Suchtmitteln und vieles mehr.

Kirsten Bruhns: Heeg hat sich in ihrer Untersuchung primär auf Beziehungen innerhalb von Familien und Gruppen konzentriert. Sie hat Motive und Muster der Gewaltausübung durch Mädchen herausgearbeitet, die sich danach unterscheiden, ob diese aus integrierten Familien kommen, die durch enge und verlässliche Beziehungen gekennzeichnet sind, oder ob die Familienbeziehungen durch Desintegration gekennzeichnet sind, d. h. dass in Eltern-Tochter-Beziehungen schwache emotionale Bindungen, Störungen, Vernachlässigungen und Gewaltausübung vorherrschen. Sie hat damit einen wertvollen Beitrag für die Forschung im Themenfeld Mädchen und Gewalt geleistet, auf den weitere Forschung aufbauen kann. Auch in unserer Studie wurde deutlich, dass familiäre Beziehungen einen wichtigen Einfluss haben. Neben der Beziehungsebene sind aber auch die sozio-ökonomische Situation und die Alltagsgestaltung der Familie relevant. Darüber hinaus gibt es weitere Faktoren, die nicht vernachlässigt werden sollten. So werden gewalttätige Mädchen durch schulische – interaktive wie auch leistungsbezogene – Probleme belastet, erleben häufig in ihren Partnerschaften Abwertungen und Gewalt und wachsen in einem sozialräumlichen Umfeld auf, in dem sie wenig Anregungen erhalten und schnell als auffällig und abweichend stigmatisiert werden. Sie sind oftmals nicht in andere Netzwerke oder Cliques eingebunden. Das vergrößert den Einfluss ihrer gewaltbereiten Gruppen auf ihre Orientierungen und auf ihr Handeln. Außerdem werden sie mit geschlechterstereotypen Erwartungen konfrontiert, die ihren Selbstbehauptungswünschen zuwiderlaufen. Mit der Integration in gewaltbereite Cliques erhalten sie Anerkennung, wenn sie sich selbst als gewaltbereit präsentieren und gewaltbereit agieren. Die Gruppenwirklichkeit, die sie selbst mitgestalten, wirkt sich demnach wiederum auf das Verhalten der Mädchen aus. Alkohol- und Suchtmittelkonsum war bei den weiblichen Jugendlichen in den von uns untersuchten Gruppen nicht an der Tagesordnung.

Diana Willems: Über personale und soziale Problemlagen hinaus muss aus unserer Sicht auch das institutionelle Handeln selbst in den Blick genommen werden. Institutionen wie Jugendhilfe, Schule oder Polizei wirken zum Teil stigmatisierend und ihre Intervention kann durchaus auch negative Folgen haben, wenn am Beispiel der Jugendhilfe gerade bei den schwierigen Verläufen viele Hilfen nacheinander folgen – ohne aufeinander abgestimmt/passend zu sein etc. Welche Erfahrung habt Ihr hier mit Blick auf Mädchen gemacht? Spiegeln sich da ähnliche Verläufe, wie bei den Jungs und gibt es aus Eurer Sicht Spezifika, die für die Präventionsarbeit nutzbar gemacht werden können?

Svendy Wittmann: Einen Einblick in Institutionenhandeln konnten wir nur bezogen auf die Konzepte gewinnen, die den gewaltpräventiven Angeboten der Jugendarbeit zugrunde lagen. Für so genannte „institutionelle Karrieren“ waren die befragten Jugendlichen, insbesondere die Mädchen, noch sehr jung, meist zwischen 12 und 14 Jahren und sie hatten auch keine „Jugendhilfekarrieren“ durchlaufen. Die Mädchen haben nach eigenen Angaben sehr verdeckt gehandelt und ihre Opfer massiv eingeschüchtert, um weder von den Eltern der Opfer noch der Polizei belangt werden zu können. Bei einigen der Jungen hatten sich dagegen Strafverfahren zu verschiedenen Delikten angesammelt, die jedoch aufgrund der oftmals nicht sehr zeitnahen Strafverfolgung meist noch ausstanden.

Diana Willems: Ausgehend von Euren empirischen Erkenntnissen fordert Ihr eine geschlechterdifferenzierte Gewaltprävention ein. Warum ist dies doch notwendig, auch wenn Ihr gezeigt habt, dass zwischen Jungs und Mädchen in Bezug auf ihr aktives Gewalthandeln kein Unterschied besteht? Welche Unterstützungsbedarfe bzw. Hilfeformen sind aus Eurer Sicht besonders zentral?

Svendy Wittmann: Hier muss man differenzieren. Klar ist: Es gibt Unterschiede zwischen den Geschlechtern, allerdings gibt es auch Unterschiede in der Gewaltbereitschaft und -tätigkeit unter den Jungen wie auch den Mädchen. Wir haben festgestellt: Mädchen, die durch ihr stark gewaltorientiertes Vorgehen auffielen, haben sich in ihrem gewalttätigen Vorgehen nicht von den stark gewalttätigen Jungen unterschieden – dennoch kann die Fachpraxis nicht auf geschlechterdifferenzierte Konzepte verzichten. Denn die jeweiligen Hintergründe sind vielfach unterschiedlich. Neben der Analyse der Gruppenstrukturen und -prozesse müssen daher auch Erklärungsansätze berücksichtigt werden, die geschlechtsspezifische Sozialisationsmuster und Geschlechtsrollenstereotype in die Überlegungen einbeziehen.

Diana Willems: Was heißt das konkret?

Svendy Wittmann: Wir haben in unserer Studie die Wechselwirkung zwischen den Geschlechtsrollenorientierungen von Mädchen und den gruppenspezifischen Prozessen in den Blick genommen und konnten herausarbeiten, dass hinter dem gewaltbereiten und gewalttätigen Verhalten der weiblichen Gruppenmitglieder der Wunsch nach Anerkennung und Wertschätzung steckt, die sie in Jugendgruppen mit einem gewaltbereiten Gruppenklima auch bekommen. Der aggressive Ruf der gesamten Gruppe sichert Anerkennung und Respekt von anderen Jugendlichen und wirkt sich bei den Gruppenmitgliedern wiederum gewaltfördernd aus. Dieser Wunsch nach Anerkennung rührt bei den Mädchen vor allem aus Selbstwertproblemen und Verunsicherungen, einerseits traditionellen Geschlechtermodellen folgen zu wollen, andererseits aber keine Schwäche zeigen zu wollen. Verkürzt gesagt sind deshalb alle vorhandenen Konzepte aus der koedukativen und geschlechts-homogenen Mädchenarbeit im Kinder- und Jugendhilfebereich sinnvoll, die an den Kompetenzen und Fähigkeiten ansetzen, um den Drang nach Anerkennung in nicht gewaltorientierte Handlungs- und Konfliktlösungsmuster zu kanalisieren. Da bieten sich in der Jugendhilfe nun verschiedene Ansätze an, die allerdings nicht überall zur Verfügung stehen.

Diana Willems: Ja, diese Einschränkung haben wir sowohl im Blick auf jungenspezifische gewaltpräventive Angebote festgestellt ([Expertisen zu jungenspezifischen Ansätzen in der Gewaltprävention](#)) als auch im Rahmen einer Recherche der Arbeitsstelle zu Angeboten für gewaltauffällige und bzw. straffällige Mädchen und junge Frauen. Wir konnten in dieser Recherche zwar über 40 Projektdarstellungen sammeln, die zum Teil sehr ausdifferenzierte Angebote und Methoden aufweisen, wie z. B. Soziale Trainingskurse, spezielle Anti-Aggressions- oder Coolnesstrainings. Vielfach finden diese Angebote jedoch nicht regelmäßig statt oder es gibt längere Wartezeiten, bis genügend Mädchen für eine Gruppe zusammenkommen.

Kirsten Bruhns: Das belegt den Bedarf in diesem Handlungsfeld. Bis vor wenigen Jahren waren geschlechtshomogene Mädchenprojekte sehr im Gespräch, sie wurden an vielen Orten etabliert. Leider haben es nur wenige aus der Projektförderung in die institutionelle Absicherung geschafft und sind zum Regelangebot geworden. Neben den bereits benannten Angeboten der Peerarbeit, wie offene und mobile Jugendarbeit, könnten erlebnispädagogische Angebote einen weiteren Beitrag leisten, da sie gruppenspezifische Prozesse ebenso wie die Verbesserung des Selbstwertgefühls der Einzelnen in den Blick nehmen. Diese Ansätze werden zu selten eingesetzt, weil sie kosten- und personalintensiv sind. Damit aber alle diese Angebote auch gewaltpräventive Effekte entfalten können, sind eine ausreichende Personalausstattung und eine gute fachliche Vernetzung erforderlich.

Diana Willems: Vielen Dank Euch beiden für das Gespräch!